



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nordseeplaudereien. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

würden Advokaten erhalten, ohne daß es nötig wäre, das nach ganz andern Grundsätzen arbeitende Notariat mit der Rechtsanwaltschaft zu verbinden.

Ferner könnte, wenn die Freizügigkeit der Rechtsanwaltschaft für das Reichsgebiet ins Leben träte und damit die für die freie Konkurrenz nötige Ausgleichung ermöglichte, die freie Rechtsanwaltschaft ruhig weiter bestehen. Durch die vorgeschlagenen Reformen würden die mit ihr verbundenen Gefahren wesentlich verringert werden. Diese Gefahren bestehen in der Überfüllung des Standes, der ungleichen örtlichen Verteilung und der unverhältnismäßig großen Ungleichheit der Praxis bei den verschiedenen Anwälten. Der Überfüllung würde gesteuert werden durch Trennung der Anwaltschaft vom Notariat und Beseitigung der Möglichkeit, gleich in den ersten Jahren viel Geld zu verdienen, eine gleichmäßigere örtliche Verteilung würde erreicht werden durch die Freizügigkeit im ganzen Reiche; die streng durchgeführte Lokalisierung endlich würde eine größere Ausgleichung der Praxis mit sich bringen.



Nordseeplaudereien

1



ie Nordsee, von Leuten, die klangvolle Worte lieben und „voll und ganz“ Patrioten sind, „Deutsches Meer,“ von den Dänen aber Westsee genannt, dient den verschiedensten Zwecken. Es liegen Inseln darin, Schiffe fahren darauf umher, Menschen, Seehunde und Fische schwimmen darin; hauptsächlich aber ist sie dazu da, daß die Fische in ihr gefangen werden. Die klugen Menschen, die am Nordseestrande und in dessen Umgegend wohnen, Deutsche, Engländer, Holländer, Franzosen, Dänen kommen — besonders im Sommer — und fischen, daß es eine Lust ist.

Es gibt verschiedne Arten zu fischen. Die rücksichtsloseste, dabei aber auch die einträglichste, ist die Grundnetzfisherei. Ein Grundnetz ist ein gewaltiges Ding mit großer Öffnung, die durch einen Baum aufgesperrt gehalten wird. Der Fischer läßt es bis auf den Meeresgrund hinab und heimst damit, indem er weitersegelt, alles ein, was da unten nicht niets- und nagelfest ist. Die seßhaftesten Austern können es nicht vertragen, so übergekämmt zu werden, und haben sich deshalb in den Schutz des Reiches begeben, das ihnen denn auch Ruhe und Heimatsrecht an bestimmten Stellen zugesichert hat.

Die zweite Art ist die Treibnetzfisherei. Sie ist schonender. Man denke sich eine Anzahl straff nach unten hängender Netze, eines hinter dem andern in bestimmter Entfernung oben an zwei Trossen befestigt, die das Fahrzeug hinter sich herschleppt. In den Maschen der Netze bleibt nun der fröhliche Hering oder sonst ein Bewohner der obern Wasserschichten mit den Unglücksriemendeckeln hängen. Ist er noch jung und klein, schlüpft er unversehrt durch die Maschen hindurch und verfällt erst später, wenn er dick und fett geworden ist, seinem traurigen Schicksal.

Endlich besteht noch eine dritte, besonders des edeln Schellfischs Leben bedrohende, aber den beiden andern gegenüber nur selten in Anwendung kommende Art: die Grundangelfischerei. Der Fischer bindet an eine meinetwegen zwei Meilen lange Leine von Meter zu Meter Angelhaken mit Ködern und versenkt diese Leimrute im Wasser. Damit er sie wiederfindet, steckt er einige Bojen daran, die mit dem dümmsten Gesichte von der Welt oben auf dem Wasser schwimmen, und denen der Schellfisch nicht anmerken kann, weshalb sie da sind. Nach so und so viel Zeit holt der Fischer die Leine ein und steckt die zappelnde Beute in die eigens dazu mitgebrachte Jagdtasche.

Britannia rule the waves! Obenan in der Reihe derer, die den Fischen nachstellen, steht der englische Fischer nicht nur wegen der größern Zahl, in der er auftritt, sondern auch wegen der im allgemeinen bessern und praktischen Einrichtungen. Ein englischer Fischerkutter ist ein starkes, seefestes gedecktes Boot mit guter Takelage und einer Besatzung von oft sechs bis acht Mann. Man trifft Flottillen zusammen von mehreren hundert Segeln, und der Fischfang wird ununterbrochen ausgeübt; denn die Fahrzeuge gehen nicht etwa immer in den Häfen, um die Ladung zu löschen, sondern sie geben sie auf See an Dampfer ab, die dazu da sind, den Verkehr zwischen den Fischerflottillen und dem Lande zu vermitteln. Außer dieser Art besteht natürlich auch noch die andre, mit den beladenen Schiffen zurückzukehren, dort wo der Fischfang unmittelbar vor den Häfen stattfindet. In Peterhead, nördlich von Aberdeen, hat man Gelegenheit, den Betrieb recht genau kennen zu lernen. Der Hafen hat zwei Eingänge, von denen der eine zur Einfahrt, der andre zur Ausfahrt benutzt wird. Das ist ein ununterbrochener Zug von Booten, und am Lande türmt sich mit jedem Tage ein neuer Berg von Heringstonnen auf, und über dem Geburtsorte des Generals Friedrichs des Großen von Keith lagert ein smell, der dort zwar für healthy erklärt wird, der aber nichts weniger als angenehm ist. Gerüche muß man überhaupt, wenn man das Fischereigewerbe ausüben will, ertragen können. Schon auf den Fahrzeugen wird ein Parfüm erzeugt, das einer meiner Freunde, der sich einer gewählten Redeweise befleißigt, abominabel nennen, und das er mit seiner Batterie von Eau de mille fleurs- und Esbouquetflaschen zu überwinden nicht imstande sein würde. Höllengestank denke ich mir nicht schlimmer; ich kenne

nur einen Geruch, der — hier auf Erden wenigstens — schlimmer ist, nämlich Patschuli. Der Fischgeruch haftet aber eben so lange wie Patschuli, wir konnten stundenlang segeln, ehe wir den smell wieder los wurden, den uns Fische bringende Engländer im Schiffe zurückgelassen hatten. Man kann auf keinem Markte der Welt so schöne Fische bekommen wie mitten auf der Nordsee, da die Tauschartikel Tabak und Brandy, die dafür gegeben werden, den Fischern höchst willkommen sind. Die Leute kommen sofort mit Booten längsseit und suchen ihre Ware abzusetzen, ganz so wie es auch in Afrika Mode ist.

Albions blonde Söhne, in der Ausübung des Fischereigewerbes begriffen, unterscheiden sich durchaus von ihren Landsleuten, wie wir sie bei uns im Binnenlande zu sehen gewohnt sind; denn diese pflegen sauber und nach unsern philiströsen Begriffen gigerhaft gekleidet zu sein, während jene auf Reinlichkeit und angenehmes Aussehn nicht den allergeringsten Wert legen. Man kann deshalb auch nicht von ihnen sagen „die reinen Wilden,“ denn diese nehmen allerlei mit sich vor, was ihrem Außern ein gewisses Ansehn verleihen soll, und fallen auch in der Regel nicht mit solcher Eier über die gebotnen Genußmittel her. Diese aber hatten oft schon ihren Brandy ausgetrunken und ihren Tabak aufgeessen, wenn sie das Schiff verlassen mußten.

Die deutschen Fischer sehen nicht ganz so garstig aus. Das kommt einfach daher, daß sie ihre Ladung von Zeit zu Zeit im Heimathafen löschen und sich bei dieser Gelegenheit von ihren Frauen waschen und kämmen lassen. Im übrigen haben sie aber wohl dieselben Leidenschaften wie die Engländer, mit denen sie auf einem sehr gespannten Fuße stehen: sie schneiden sich, wenn es angeht, gegenseitig die Neze ab, veranstalten Keilereien und treiben überhaupt nach Möglichkeit auf der braven Nordsee groben Unfug.

Das ist nun aber doch nicht zulässig, und daher erscheint von jeder Nation — wenigstens während des Sommers — „zum Schutze der Nordseefischerei“ ein Kanonenboot auf der Bildfläche, das unter den Fischern seiner Nation die Ordnung aufrecht erhält und auch die fremden Fischer im „Kontraventionsfalle“ verhaftet und der zuständigen Behörde zur Bestrafung abliefern. Nicht zulässig z. B. ist nach dem unter den interessirten Nationen geschlossnen Vertrage das Fischen innerhalb dreier Seemeilen von der fremden Küste, der Verkauf von Spirituosen durch eigens zu dem Zwecke hinausgehende Fahrzeuge (wie das früher üblich war) u. s. w. Ruhig und vornehm waltet das Kanonenboot seines Dienstes, besonders streng achtet es auf sein Recht, daß ihm die Schiffe seiner Nation ihre Flagge zeigen. Wer's nämlich noch nicht wissen sollte, dem sei gesagt, daß die Schiffe in See aus Sparsamkeit die Flagge nicht heißen, daß sie es aber, wenn sich ein paar begegnen, thun, und daß dann ferner die Kriegsschiffe von den Kauffahrteischiffen begrüßt zu werden pflegen. Kriegsschiffe grüßen sich unter einander nicht. Das Grüßen wird in

der Weise ausgeführt, daß der Rauffahrer (vom Kriegsschiffler auch wohl „Kosinentahn“ genannt) dreimal mit der Flagge einen tiefen, zeremoniellen Knix macht (die Flagge ganz herunterholt), worauf „Seiner Majestät Schiff“ fürnehm einmal kurz nickt (die Flagge nur halb herunterläßt). Dieser Gruß ist keine Pflicht, nur eine schöne Sitte und ein Beweis von Höflichkeit; Pflicht ist es aber für die Fischerfahrzeuge, ihre Flagge zu heißen, wenn ihnen ein Kriegsschiff ihrer Nation begegnet. Das Gebot sucht natürlich der eine oder andre aus Faulheit oder Nachlässigkeit zu umgehen, kommt aber nicht damit durch; denn der Kommandant des die Aufsicht führenden Kriegsschiffes hat immer ein paar Salutkartuschen bereit, mit denen er dem flaggenlosen Schiffe die Fenster zittern lassen und seinen Signalgästen Beine machen kann. Eine reizende Geschichte, die hierher gehört, soll deshalb nicht unerzählt bleiben. Auf dem Fischerkutter steht im schönsten Sonnenschein („glatt wie Öl lag die See“), die Hände in den Hosentaschen, an den Mast gelehnt, die Pfeife im M—unde, sein Mittagsschläfchen haltend, der Fischer, sein Gehilfe sitzt auf der Ruderpinne und druselt auch ein bißchen, und die andern Knechte liegen schnarchend auf ihren Heringen. Kein Lüftchen weht, und es schwebt ein Hauch von Frieden und Behaglichkeit über dem Bilde. Da nähert sich das Kanonenboot und ärgert sich, da der Kutter ohne Flagge fährt, über diese strafbare Gemütsruhe. Der Kommandant, auf der Brücke stehend, ruft hinüber: Wollen Sie nicht die Flagge heißen? Der Fischer: Wat? Der Kommandant, in Eifer geratend: Kreuzhimmel Donnerwetter, Kerl, Sie sollen die Flagge heißen! Der Fischer: Verstah ik nich! Der Kommandant: Die Flagge sollen Sie heißen! Der Fischer bricht die Unterhaltung ab, indem er sich zur Seite wendet, die Pfeife aus dem Munde nimmt und ins Wasser spuckt. Der Kommandant, wütend: Schockschwerenot! Feuer! — Bum! Ein Matrose des Kriegsschiffes ruft: Dä Flagg (gesprochen Flach). Der Fischer: So, dä Flagg, dat konn he jo man seggen! Er kriecht unter Deck und holt die Flagge.

Wenn man einen Menschen recht kennen lernen will, so muß man ihn auch in seiner Wohnung aufsuchen und sich umsehen, wie es dort aussieht. Von dieser löblichen Regel soll denn jetzt auch nicht abgewichen werden, sondern die Hochburgen der Fischer sollen einen Besuch erhalten. Als bescheidne Deutsche gehen wir zuerst zu den Engländern und zwar nach Peterhead. Es liegt uns allerdings nicht am nächsten, doch kann man immerhin recht schnell hinkommen, und außerdem ist es charakteristisch wie kein anderer Platz. Von dem smell, der über der Stadt lagert, ist schon die Rede gewesen — er breitet sich aber weiter aus, und wenn wir auch nicht auf zweihundert Meilen Entfernung, wie es bei Madeira der Fall ist, das Land riechen, so glaubt man doch wenigstens — als Neuling — auf der Rhede von Peterhead fortwährend, daß der Kamerad, neben dem man steht, soeben eine starke Portion Heringe verzehrt habe, und man muß erst darauf aufmerksam gemacht werden, daß das hier

jedem so geht. In einem Boote gehts dann an Land. Hinter den früher schon geschilberten Einfahrten erhebt sich eine hohe Mauer, auf der die Stadt steht. An der Mauer muß man nun auf Leitern emporklettern und oben angekommen herzlich dankbar dafür sein, dieses kühne Wagnis glücklich bestanden zu haben. Auch wird dann in jedem der lebhafte Wunsch aufsteigen, sich die Hände zu waschen; denn die Leitern sowohl wie die Mauerwände starren von glatten Heringsschuppen und gleißen von Heringssauce. Wer die Art zu landen in Ascension, wo man sich mit Hilfe eines vom Felsen herabhängenden Tauendes aus dem Boote schwingen muß, mit der in Peterhead vergleicht, wird der erstern jedenfalls den Vorzug geben. Doch genug, wir sind oben und hoffen auch glücklich wieder ins Boot zurückzukommen. Zunächst wird nun ein Policeman, den wir durch unser gutes Englisch in hohes Erstaunen versetzen, um allerlei gefragt und dann die Expedition ins Innere angetreten. Wenn ich nun anführe, daß Peterhead etwa achthundert Fischerfahrzeuge hat, daß auf jedem Fahrzeug fünf bis fünfzehn Leute beschäftigt sind, und wenn man dann bedenkt, wieviel Menschen dazu gehören, die Fische weiter zu verarbeiten, so wird man sich von dem regen Verkehr im Hafen eine Vorstellung machen können. Stürzen wir uns also hinein ins Getümmel! Auf der einen Seite stößt uns ein Fischweib mit wohlgefülltem Korbe an; der auf der andern Seite von uns gehende Heringsgentleman spuckt schwarzgrünen Speichel scharf am äußern Rande unsrer Stiefelsohle vorbei; vor uns tragen zwei wunderschöne Jungfrauen mit verbundnen Fingern (die von der scharfen Lauge angefressen sind) ein großes Netz, und hinter uns her taumeln zwei fidele Brüder, die heute noch keinen Tropfen Brandy getrunken haben, in heringstarrenden Krempelstiefeln. In so urgemüthlicher Gesellschaft gehen wir durch den Hafen und sehen uns alle die Anstalten an, die dazu gehören, den Hering zu bändigen und einen so stillen Gesellen aus ihm zu machen, wie ihn uns der Krämer für den geringen Preis von fünf oder zehn Pfennigen anbietet. Die Netze, in denen das Tier gefangen ist, liegen hoch aufgetürmt im Boote und müssen zuerst freigemacht werden. Jeder arme „Harung“ in seiner Todesangst hat sich fest in die Maschen hineingearbeitet und muß einzeln herausgepflückt werden. Dann wird die Ladung in Karren nach den Räumen geschafft, in denen die Tiere präparirt und in die Tonnen gepackt werden, die sich dann wie gesagt täglich zu Bergen anhäufen. Außer den Heringbooten liegt noch eine bestimmte Art anderer Fahrzeuge im Hafen, die unser Interesse gleich in Anspruch nehmen durch ihre den Kriegsschiffen ähnliche Takelage. Wir glaubten zuerst auch, es wären alte Kriegsschiffe, jetzt vielleicht in Privatgebrauch übergegangen; doch ein alter Herr, der vor dem einen saß und seine Pence aus der einen Hand in die andre zählte, klärte uns auf. Es waren Walfischfänger. Die Schiffe haben eine Vollschiiftakelage und eine Hilfsmaschine, die in Thätigkeit tritt, wenn die eisstarrende Flut stärker ist als der Segeldruck.

Natürlich sind die Schiffe überhaupt gegen das Eis geschützt, erstens durch eine starke Panzerung des Bug, sodann durch eine doppelte Schiffswand unterhalb und über der Wasserlinie. Auf einem der Schiffe sahen wir drei kleine muntre Mädchen, mit denen wir schnell Freundschaft schlossen, und die uns ihren Bruder und Vater (the captain of the ship) herbeiholten, die uns alles freundlichst zeigten. Über den Walfischfang teilten sie uns folgendes mit. Sie gingen gewöhnlich Anfang März hinaus, bänden sich aber nicht streng an die Zeit, und blieben bis zu sechs Monaten draußen. Die meisten Wale hielten sich unter 70 Grad nördlicher Breite auf, und die Temperatur betrüge dort im Durchschnitt 5 Grad Fahrenheit. Das Schiff bliebe so lange draußen, bis seine Öltanks alle gefüllt wären. Die Tiere würden in der Weise gefangen, daß man vom Boot aus, das mit sechs Mann besetzt würde, die Harpune mit der gun abschöffe, und der Walfisch dann, wenn er getroffen sei, an der an der Harpune befestigten, nachlaufenden Leine sein Leben auszapple. Häufig würde ein Killer nötig, da die Harpune nicht genüge, das Tier zu töten. Außenbords würde es dann seiner Haut entledigt und in Stücke getrennt übergenommen, an Bord würden die ölhaltigen Teile in die Tanks verpackt. Es käme vor, daß an einem Tage mehrere Tiere gefangen würden, und unsre Gewährsleute zeigten uns in der That eines ihrer Logbücher, in dem an einem Tage vier verzeichnet waren. Es scheint die Gewohnheit der Walfischfahrer zu sein, in den Logbüchern jedesmal neben dem Text ein walfischartiges Ungetüm hinzumalen. Als Trophäen sahen wir dann zwei Paar gewaltige Unterkiefer, die im Fock- und Großmastwant als Triumphbogen aufgehängt waren, das Gelenkende nach unten. Das herabtropfende Fett fing man in zwei daruntergestellten Baljen auf. Nachdem wir alles genau besichtigt hatten, wurden wir in die Kajüte hinuntergeführt und bewirtet. Dort saßen bereits zwei andre Besucher, ein Herr und eine Dame. Der Kapitän holte aus seiner Kammer zwei Flaschen hervor, wischte sie mit seinem eignen Handtuche (es war Sonnabend, denke ich) ab und erklärte, es sei in der einen Flasche brandy for the gentlemen und in der andern claret for the lady. Außerdem rief er den Steward und befahl ihm, Gläser zu bringen, worauf dieser denn auch mit einer ausreichenden Anzahl erschien. Er trug sie nicht auf einem Teller, sondern hatte der Einfachheit wegen gleich oben hineingefast. Der Kapitän prüfte sie dann, in der einen Hand das schon erwähnte Handtuch haltend, einzeln auf ihre Reinlichkeit; doch fiel die Prüfung zu seiner Zufriedenheit aus, und er hatte nicht nötig, das Handtuch in Thätigkeit zu setzen, sondern konnte sogar dem Steward wegen seiner Reinlichkeit ein Lob erteilen. Mir persönlich war es auch lieber so. Der Steward goß dann aus einem zerbrochnen Topfe etwas Wasser zu dem vielen Brandy in den Gläsern und bereitete uns damit ein nicht zu verachtendes Getränk. Wir kamen uns vor, als wenn wir heute schon mindestens zwei Walfische gefangen

hätten. Schließlich nahmen wir Abschied, bedankten uns vielmals, *shaken hands together* und gingen von Bord. Draußen wartete schon ein freundlich grinsender Heringsfänger auf uns und warf mit einem schuppenbedeckten, glitschigen Tau nach unsern Beinen. Doch brachte er uns nicht zu Falle und erhielt dafür eine fast fürstliche Belohnung, wodurch er offenbar in Verwundrung gesetzt wurde. Wir zogen nun aber doch vor, das Gedränge im Hafen zu verlassen, und gingen in die Stadt, um Stout zu trinken, der wunderbar war. Bei dieser Gelegenheit begegneten uns „preußischerseits“ (wie man ja sagen muß, wenn man sich modern und gewandt ausdrücken will) erstens der Königliche Kronenorden vierter Klasse, und zwar als Gebammel an der Uhrkette unsers Konsuls, eine Art zu tragen, die wir noch nie gesehen hatten, und zweitens das Standbild des Generals von Keith, ganz genau so wie das in Berlin. Der Berewigte steht mit seinem gezückten Schwerte vor dem Eingang zur Postoffice, wie wenn er einen nicht hereinlassen wollte. Wir gingen aber doch hinein, um „natürlich“ fremde Postkarten an unsre staunenden Verwandten senden zu können. Gegen Abend gelangten wir glücklich wieder auf unser Schiff.

Nach diesem flüchtigen Besuch in Schottland sprechen wir am besten zunächst in Norderney vor. Norderney ist freilich schon vor mir vielfach beschrieben worden, doch kann mich das nicht hindern, es noch einmal zu thun, zumal da ich es nicht mit den Augen eines Badegastes, sondern zum Studium der Heimatsorte unsrer Nordseefischer betrachtet habe. Norderney im Winter kenne ich leider nicht, doch habe ich es im April gesehen und denke, daß die Schilderung des Winters nur ganz wenig von der im April abweichen würde. Mir kam es nämlich so vor, als ob die Norderneyer einen Winterschlaf hielten. Doch fangen wir von vorn an. Die Landungsbrücke für die Dampfer und den Steg bis zu Schuchardts Hotel nehmen sie im Winter wie es scheint nicht weg, wenigstens war er im April da. Ich ging also darauf los, er war staubig und langweilig über die Massen, ganz wie im Sommer, er war aber immer nur das dünne Ende von einem nachfolgenden dicken. Die leeren Wohnungen starrten mich gähnend an, hinter diesem oder jenem Fenster sah ich ein müdes Gesicht mit noch viel Winterschlaf in den Augen, ich roch geräucherte Fische, ein Hund bellte, aber im allgemeinen war Stille, Stille. Auch der Wirt im Wirtshause, wohin ich mich wandte, da mirs unheimlich wurde, unterbrach die Stille nicht, sondern ging auf Filzschuhen, ebensowenig die paar anwesenden Gäste, denn sie saßen ernst und schweigend da. Hätten sie mich nicht stets mit ihren Augen verfolgt, so hätte ich geglaubt, unter Gespenster geraten zu sein. Der Kellner, der mich bediente, trug ein Nachthemd und keinen Kragen, jedenfalls doch auch, um jeden Augenblick bereit zu sein, sich zu Bett zu legen. Die weiblichen Wesen im Hause waren in Nachtjaken. Das Bier kostete fünfzehn Pfennige. Im Mai war ich dann wieder da. Es

hatte sich kaum etwas geändert; allerdings sah ich wohl das eine oder andre Fenster offenstehen, sah auch wohl Bettstücke draußen in der Sonne liegen, aber Kellner und Wirt waren noch unverändert im Winterbart und Anzuge, die Gäste saßen immer noch unbeweglich da, wo im Sommer Geschwirre und Geflatter herrscht, und das Bier kostete immer noch fünfzehn Pfennige. Auf die Frage, wann die ersten Badegäste kämen, erhielt ich die erstaunte Antwort: Vor dem 15. Juni ist doch noch nie einer dagewesen, und der erste, der die Saison eröffnet, ist der Herr Badekommissar. Wer ist denn das? fragte ich. Mit noch größerem Erstaunen hieß es: Nun, Herr von Vincke. Zum erstenmale hörte ich diesen inhaltsschweren Namen. Wenn also Herr von Vincke kommt, verändert sich Norderney. Im Juni standen auf der sonst so öden Landungsbrücke etwa fünfzig Herren mit blauen Westen und Blechschildern darauf, sie hatten die Hände in den Hosentaschen und lehnten sich schwer gegen das Geländer der Brücke. In diese Position kommen sie immer und auf jeden Fall, wie ich später wahrnahm, wieder zurück. Es ist auch ganz natürlich, daß sie sich recht stützen; denn wenn die Badegäste kommen, müssen sich die armen Leute über die Maßsen anstrengen. Sie müssen nämlich ganz allein mit höchstens vier Gehilfen einen Reiskorb vom Dampfer nach der Gepäckhalle tragen, die ihre guten dreißig Schritte weit entfernt liegt, müssen die Hand dann aufmachen, um vom Kurgast eine Mark in Empfang zu nehmen, auch noch Danke! sagen und an die Mühe fassen. Da ist es doch wohl begreiflich, daß sie sich ans Geländer lehnen. Wenn man zwischen diesem Spalier hindurchgegangen ist, tritt man wieder vor eine neue, noch nicht bekannte Erscheinung. Neben dem Gepäckhause halten nämlich mehrere sogenannte Wagen, so hoch wie Zwetschenbäume und so lodderig, daß es ein wahres Vergnügen ist, wenn man nicht darin zu fahren braucht. Der Koffelenter, aus derselben Familie wie die Kofferträger, hat es noch saurer als seine Vettern; denn der Armste muß den himmelhohen Wagen hinaufklettern und hat dann noch nicht einmal einige Gefellen oben, die ihm beim Fahren helfen können. Diese angestrenzte Thätigkeit greift ihn denn auch so an, daß er oben, zum Tode ermattet, einschläft und durch nichts aufzuwecken ist, als wenn er von Geld sprechen hört. Nach den Wagen kommt der Steg, der jahrein jahraus derselbe bleibt, aber an seinem Ende stoßen wir auf weitere fünfzig blaue Westen mit Blechschildern, die auf dem Leibe von ebensoviel Männern sitzen, die sich von denen auf der Brücke nur durch ihr höheres Alter unterscheiden. Stützapparate sind für sie — sichtbar wenigstens — nicht angebracht worden; man darf aber wohl annehmen, daß sie sich dafür innerlich stärken. Der Kurgast wird ihnen, wie ich vermute, in „liebenswertigster“ (o schönes, viel mißbrauchtes Wort!) Weise mit etwas Geld unter die Arme greifen, was den Menschen ja auch aufrecht zu halten vermag. Zufällig ist heute gerade Sonntag (wir sind im Juni, wenn ich bitten darf, sich daran zu erinnern), und wir

sehen im Orte eine große Anzahl gepuzter Frauen, über deren altmodische Toiletten wir uns wundern. Sie sind nämlich wenigstens ein Jahr alt. Die Trägerinnen sind Eingeborne aus Norderney, die in den Kleidern der Badegäste des vorigen Jahres in der schönen Sonne spazieren gehen und so thun, als ob sie Badegäste wären. Ihr Autochthonentum erkennt man jedoch bald, nicht etwa an dem von Heinrich Heine beschriebnen ihnen anhaftenden Fischgeruch, sondern daran, daß sie den Strand meiden. Der Strand wird nur von Fremden besucht, Einheimische mögen aus ihrer Straßen Enge und sanftem Duft nicht heraus. Deshalb habe ich auch nie begriffen, weshalb am Flaggenmast am Strande der Anschlag angebracht worden ist: Es ist verboten, an diesem Mast in die Höhe zu klettern. Der Norderneyer, der sich einmal an den Strand verirrt, kommt doch gewiß nicht auf die Idee, an dem Dinge hinaufzuklettern, und von Backfischen und sonstigen Badegästen darf man doch wohl erwarten, daß sie einen Drang dazu aus Rücksicht auf die „Wohl- anständigkeit“ zu unterdrücken imstande sind. Ich möchte Herrn von Wincke einmal sehen, wenn er erführe, daß dergleichen passirt wäre: er ließe doch gewiß gleich donnern.

Der Wirt trägt in diesem Monat einen Rock wie andre Leute, hat nur noch einen sanften Kalbskotelettenbart, geht auf Stiefeln durch sein Haus, hängt frische Gardinen auf, läßt die Gartenmöbel ausklopfen und hat mehrere Kellner mit schwarzen Kravatten und Fräcken. Das Bier kostet jetzt zwanzig Pfennige.

Einen Monat später sind wir mitten in der Saison. Dann giebt es eine Badeliste, in der der Badegast mit Genugthuung seinen Namen gedruckt liest, und in der der Badekommissar ernstlich zur Nachachtung bekannt giebt, daß zu den Reunions im Kurhause weiße oder „wenigstens ganz helle“ Handschuhe getragen werden müssen, und daß die Thürhüter angewiesen worden sind, strengstens auf Befolgung dieser sanitären Vorschrift zu achten. Außerdem gehört zu den Funktionen des königlichen Badekommissars in Norderney die Aufsicht über das Meeresleuchten, das nur auf seine Veranlassung und mit seiner Genehmigung stattzufinden hat. Und dann muß er also von Zeit zu Zeit tanzen lassen. Die Sache ist nicht so einfach, wie sie vielleicht aussieht. Zuerst „erfolgt“ nämlich eine *itio in partes* der Schafe und der Böcke (*si parva licet componere magnis*), d. h. die vornehme Gesellschaft trennt sich von den Proletariern. Nur die erstere darf, um ihre höhere Stellung auch äußerlich zu kennzeichnen, auf dem höhern Teile des Ballsaales, zu dem man auf einigen Stufen emporsteigt, tanzen, der große Haufe („das Volk“ oder „der“ Plebs, wie die da oben sagen) walzt unten herum, und der höhere Jüngling oder Greis, dem etwa ein hübsches Mädchen unten ins Auge sticht, hütet sich unter die Menge hinunterzusteigen. Er gerät sonst leicht in Gefahr, für einen ganz gewöhnlichen Menschen gehalten zu werden. Das ist doch unangenehm,

und deshalb muß man immer suchen, sich vor den andern auszuzeichnen. Z. B. auch im Schießbuche auf dem Schießstande. Der Standesherr schreibt da nicht kurz seinen Namen ein, wie der harmlose Mensch, sondern bezeichnet ihn genau wie Graf und malt die dazu passende Krone noch oben darüber. Man wundert sich unwillkürlich, daß sich nicht einmal dieser oder jener in den Zacken verzählt hat. Wirklich vornehme Geister machen dergleichen ja nicht mit, schreiben auch nicht prozenhaft darunter „Strafgeld sechsunddreißig Mark.“ Eine junge Dame hatte wohl dasselbe Gefühl wie ich und machte sich in reizender Weise darüber lustig; denn auf der Seite neben einem solchen von Kronen prozenden Verzeichnisse und der läppiſchen Angabe des Strafgeldes hatte sie ein durchschößnes Herz um ihren Namen und „Haus“ mit einer Krone darüber gemalt, dann folgten die Schüsse, und ihr darunter stand „Strafgeld ein Kuß.“ Am Schluffe dieser Schilderung von Norderney will ich nicht vergessen zu betonen, daß das Bier jetzt fünfzig Pfennige kostet, und daß es auf keiner Nordseeinsel schöner sein könnte als dort, wenn weniger Karrikaturen da wären. Außer dem Adel stellt auch das jüdische Volk ein großes Kontingent dazu, doch ziehe ich vor, nicht weiter davon zu reden, zumal da ich kein Antifemit bin.

Der aufmerksame Leser wird nun darnach verlangen, von den Fischern etwas zu hören, die wir doch eigentlich besuchen wollten. Nun, es ist nicht viel davon zu reden, die Norderneyer verdienen an ihren Kurgästen offenbar so viel, daß sie das Fischen nur im Nebenamt betreiben, und es ist zu befürchten, daß sie es bald ganz aufgeben werden. Eine große Anzahl der deutschen Nordseefischer kommt dagegen aus Zinkenwärder, von dem ich leider, da ich es nicht habe kennen lernen, nichts berichten kann, und als Heringsfischerhafen ist besonders Emden bekannt, dem wir daher einen Besuch abzustatten nicht verfehlen wollen.

Man begreift es heutzutage nicht mehr, daß Emden einmal eine große mächtige Seestadt gewesen ist; denn man kann nicht behaupten, daß es jetzt noch an der See läge. Es steckt jetzt arg im Schlick und liegt weit im Lande. Von See her gelangt man durch eine Schleuse und einen langen engen Kanal in den Hafen, in dem nur Schiffe von geringer Ausdehnung ein Unterkommen finden können. Die Zahl der Schiffe, die Emden als Heimathafen haben, ist nur klein, und Bedeutung kann zur See nur die Emdener Heringsfischerei in Anspruch nehmen. Diese freilich verdient ganz und gar Anerkennung und Unterstützung. Ihre Einrichtungen und Schiffe sind gut und die Fischzüge ergiebig; schade, daß der Betrieb nicht größer ist. Zu der Zeit, von der ich berichte, hatte die Gesellschaft nur zwölf Fahrzeuge, die Zahl wird jetzt größer geworden sein, aber immerhin noch z. B. hinter der in Peterhead weit zurück bleiben. Sehr hinderlich ist für ihre Entwicklung natürlich der Umstand, daß der Hering weit draußen aufgesucht werden muß und dadurch, weil eine Ver-

bindung durch Dampfer zwischen Land und Fischereifahrzeugen nicht besteht, viel Zeit verloren geht.

Die Stadt Emden ist in Abbildung und Beschreibung mit ihrem Rathhaus, ihrer Waffensammlung, ihrem Delft und ihren Brücken vielfach besungen worden, ja poetische Gemüther haben ein nordisches Venedig daraus gemacht. Ich bin noch nicht in Venedig gewesen, bin aber fest davon überzeugt, daß der Vergleich, obwohl er als solcher ein Recht dazu hat, hinkt und zwar auf seinen sämtlichen Füßen, auch wird er wohl lahme Arme oder Flügel haben. Denn Emden hat, obwohl es jetzt nicht mehr vorkommt, daß der Delft ohne Wasser ist, keinen Anspruch darauf, schön genannt zu werden, im Gegenteil, es ist mordschäblich. Und das finde ich, auf den sonst alles altmodische einen angenehmen Eindruck zu machen pflegt. In Emden möchte ich — wie man zu sagen pflegt — nicht begraben sein. Ich will ja nicht verkennen, daß es auch seine sehr guten Seiten hat, z. B. den Doornkat, aber viel zu wenig solche. Doornkat ist übrigens ein Mensch, und zwar einer, der Schnaps braut, in neuester Zeit auch Bier. Der Einfachheit wegen hat man dann den Namen des Produzenten auf das Produkt übertragen, und man wird in Emden nicht in den Verdacht geraten, Menschenfressergefühle zu haben, wenn man sich „einen kleinen Doornkat“ bestellt, sondern man erhält dann sein Schnäpschen, das jedem Sachverständigen gut schmecken und bekommen wird.

Daß die Ostfriesen eine besondere Sprache, ja sogar ein eignes Wörterbuch ihrer Sprache haben, dürfte nicht allgemein bekannt sein; denn sonst hätte man niemals ihren Patriotismus bezweifelt, wie es im Reichstage vorgekommen ist, als bekannt wurde, daß neu eintretende Soldaten den Namen ihres Kaisers nicht gewußt hätten. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie ihn gewußt haben: des Ostfriesen größter Stolz ist es ja, schon früher einmal Preuße gewesen zu sein; nein, der, der sie nach dem Namen des Kaisers gefragt hat, hat nur ihre Antworten nicht verstanden. Die ostfriesische Sprache ist eben nicht leicht zu verstehen, und oft wird auch durch Mimik, die der Kundige wohl versteht, etwas ausgedrückt, wozu ein anderwärts gebornere Worte gebraucht. Eine andre falsche Ansicht, die den verstorbenen Tacitus zum Vater hat, mit seinem *Frisia non cantat*, wolle man mir erlauben, hier auch „richtig zu stellen.“ Na, ob die singen können! Ganz fabelhaft können sie. Wer vielleicht nach einer Universität kommt, auf der sich ostfriesische Jünglinge Studirens halber aufhalten, möge einmal einen solchen Kreis besuchen: er wird nicht mehr an der Fähigkeit der Friesen, zu singen, zweifeln.

Wenn ich die Herrschaften, die mich bei den Besuchen bis jetzt begleitet haben, nun bitte, mit mir bei unsrer Marine vorzusprechen, so geschieht das, um sie auch mit den Beschützern der Nordseefischerei bekannt zu machen. Außerdem mache ich den Besuch gern; denn mir lacht immer das Herz im Leibe, wenn ich in diesem schönen Hause einkehre. Es kommt nicht eben

darauf an, ob wir nach der Marinestation der Nordsee oder ob wir nach der Ostsee gehen: Wilhelmshaven und Kiel sind als Städte ja himmelweit von einander unterschieden, aber *c'est le ton qui fait la musique*, beiden verleiht ihre Stellung als deutsche Kriegshäfen ihre Bedeutung und ihr Wesen. Das liebe Wilhelmshaven, wer spräche wohl von ihm, wenn es nicht Marinestation wäre — und Kiel, was wäre es als alte holsteinische und Universitätsstadt, wenn es nicht eben auch Marinestation wäre! Wir sehen also an beiden Städten gar nicht an, was nicht zur Marine gehört. In Wilhelmshaven, um das gleich zu betonen, gehört alles dazu: Hafen, Häuser, Männer, Weiber, Hunde, Straßen, Schlick. In Kiel bleibt eine große Menge Dinge übrig, die den Landratten allein zukommen, und in viele Einrichtungen müssen sich Landratten und Marine teilen, z. B. in den alten guten Mondschein. Wenn ein Angehöriger der kaiserlichen Marine in Kiel im Mondschein spazieren gehen will, hat er kein Recht darauf, ihn für sich allein zu beanspruchen, sondern muß es sich ruhig gefallen lassen, wenn eine Landratte dieselben Gefühle hat wie er und „geschmiegelt, modisch fein, verliebt bis über die Ohren mit seinem Froschfräulein“ neben ihm hergeht. Auch wenn sich die Landratte vor dem Mondschein ins Dunkel von Bäumen oder auf eine Bank zurückziehen will, muß es der Mann von der Marine geschehen lassen; denn auf den Schatten der Bäume und die Bänke haben auch die Landratten ein Recht. Wem das nicht paßt, der muß sich nach Wilhelmshaven versetzen lassen. Da ist er allein auf weiter Flur. Da ist ein Mondschein und ein Stadtpark mit Schatten und Bänken, die nur der Marine gehören, und auf die niemand sonst Anspruch erhebt.

Wenn sich die kaiserlich deutsche Marine, wie einst Polykrates, auf ihres Daches Zinnen (vielleicht neben den Flaggenmast auf dem Stationsgebäude) stellen könnte und den Besuch des Königs von Ägypten empfinde, so könnte sie auch wie jener sagen: „Dies alles ist mir unterthänig, gestehe, daß ich glücklich bin!“ Da die Marine selbst das nicht kann, können es aber ihre Mitglieder; sie sind glücklich! Wenigstens habe ich noch keinen unglücklichen Seeoffizier gesehen, unzufriedne freilich öfter. Wer sollte aber auch nicht mißvergnügt werden, wenn er auf Urlaub fortwährend gefragt wird, ob auch „auf der Marine“ recht viel Grog getrunken würde, oder wenn ihm von liebevoller Hand eine Boy mit Sardinen in Öl auf den Tisch gesetzt und für eine seiner Lieblings Speisen gehalten wird? Das Publikum ist freilich in Bezug auf alles, was die Marine angeht, recht unwissend, aber dergleichen dürfte doch nicht mehr vorkommen. Woher die Ansicht vom Grogtrinken kommt, liegt allerdings auf der Hand: man hat in Seeromanen gelesen, daß der Seemann seine Zeit nicht in Stunden einteilt, sondern in „Wachen,“ jede zu vier Stunden, und daß jede Wache in acht „Glas“ zerfällt. Man denkt nun ganz natürlich, daß der Seemann aller halben Stunden ein Glas trinke, um sich

zu erwärmen; das würde für den Tag achtundvierzig Glas Grog ausmachen, und darüber könnte man sich allerdings wundern. Aber man vergißt, daß in Seegeſchichten meiſt nur frühere Zeiten mit rauhern Sitten geſchildert werden, und daß das heute ſchon deſhalb nicht mehr geht, weil der Reichstag — ſo wohlwollend er auch gegen die Marine iſt — doch ſo viel Rum nicht be- willigen würde; Eugen Richter ſollte beim Etat nette Bemerkungen machen, wenn einmal ſo etwas vorgelegt würde! Auch die Sardinen in Öl ſind nicht ganz aus der Luft gegriffen, da der Seemann allerdings draußen oft dran- muß; aber eben deſhalb kann er ſie zu Hauſe nicht „ſehen,“ und zärtliche Mütter, die ihre Töchter gern an Marineoffiziere verheiratet möchten, müſſen es daher wie die Peſt vermeiden, dem zum Schwiegerſohn heranzufütternden irgend etwas vorzuſetzen, was nur einmal mit einer Box in Berührung ge- kommen iſt. Der Schmetterling fliegt ſonſt ſofort davon und ſetzt ſich an eine andre Blume. Da wir einmal beim Heiraten angekommen ſind, können hier auch noch einige andre praktiſche Winke für die Mütter heiratsfähiger Damen Platz finden. Der Seeoffizier, zumal wenn er ſchon bei Jahren iſt, alſo fünf- undzwanzig oder ſechszwanzig alt, liebt es weder allein noch in Geſell- ſchaft, „Watte zu puſten,“ doch kann man ihm kein größeres Vergnügen be- reiten, als wenn man ihn zum Curry einladet. Curry iſt ein Pulver, aus einer indiſchen Wurzel gewonnen, und gehört als Sauce zurecht gemacht zu folgenden Sachen: gekochte Hühner, Eierkuchen, hart gekochte Eier, Fricandellen, Mixed pickle, Mango Chutney und Zwiebeln. Alle dieſe Sachen werden vom Eſſer ſelbſt mit dem Meſſer in kleinſte Teile zerlegt, auf einen tiefen Teller gethan und mit einem Berge von weich gekochtem, loſem Reis bedeckt, darüber wird dann Currysauce gegoffen und nun das unterſte auf dem Teller zu oberſt gekehrt, daß alles wundervoll durcheinander kommt, und man nur noch mit der Lupe die einzelnen Beſtandteile des Gerichts zu erkennen vermag. Mit einem Eßlöffel geht es dann darüber her. Der Heiratskandidat, vor ein ſolches Eſſen geſetzt, ſchnappt leicht über (will ſagen: thut des Guten leicht zu viel), und wenn ihm ſogar erlaubt wird, während der Mahlzeit den Rock ausziehen, iſt er zu allem fähig.

Zum Eſſen haben die meiſten Seeoffiziere ſtarken Appetit, ſie pflegen zu ſagen: Daß das Eſſen gut iſt, ſchadet nicht, wenn es nur viel iſt — und ich könnte einen unter ihnen nennen, der einmal, als er von einer zweijährigen Reiſe zurückgekehrt war, und ſeine gute Mutter alle Geſchwifter eingeladen hatte, um die Rückkehr zu feiern, alles allein aufgeeffen hat, als die Ge- ſchwifter ausblieben. Zum Heiraten dagegen iſt der Appetit nicht ſo groß, wie man wohl wünſchen möchte — es giebt eine große Zahl alter Jung- geſellen in der Marine. Allmählich wird ſich das aber wohl ändern, beſon- ders wenn die Marinetöchter erſt ſelbſt einmal heranzuwachſen anfangen; bis jetzt ſind noch zu wenig erwachſene darunter. In Wilhelmshaven beſonders

ist eine tanzende junge Dame eine *rara avis*, und kommt einmal eine neue zum Besuch dorthin, so weicht die ganze Junggefellenschar scheu vor ihr zurück aus Furcht, geheiratet zu werden. Nur Hunnen stürzen sich mit Geheul drauf los. Die Hunnen sind die eben von der Marineschule kommenden Unterleutnants (subs), die noch nicht an die Zukunft denken, sondern die Gegenwart mit allem, was drum und dran ist, in vollen Zügen genießen. Man sieht sie dabei niemals allein, sondern sie stehen immer in Rudeln von zehn oder zwölf Stück zusammen, sei es auf der Parole, sei es in der Kneipe oder sonst wo. Jedes Rudel hat einen anerkannten Führer, der den Ton angiebt, und nach dem sich jeder richtet; das wäre ja nun nichts besonderes, aber ich habe auch immer gefunden, daß diese Führer wirklich an ihre Stelle gehörten und nicht falsche Propheten waren. Diese Führer leiten auch die Gesangsübungen der Hunnen; denn natürlich wird auch gesungen. Zu diesem Zwecke werden zunächst auf einer Unterleutnantsbude von allen Teilnehmern Eßwaren zusammengetragen, die meist aus der Heimat stammen, Schinken, Gänsebrüste, Schmalztöpfe u. s. w., sodann wird auch für etwas Getränk gesorgt. Die Sänger stellen sich dann schon in früher Abendstunde auf der betreffenden Bude ein, nicht etwa in Hut und „Salzkuchen“ (wie die kandillenlosen Unterleutnantsepauletten heißen), sondern im legersten Kostüm, womöglich in Hausschuhen. Zuerst werden die Vorräte verzehrt und hierdurch Begeisterung für den Gesang erweckt, die denn auch bald kommt und sehr lange andauert, z. B. wird das Lied vom Wirtshaus an der Lahn, obwohl es sechsundneunzig Verse (pardon Strophen!) hat, von vorn bis zum Ende mit immer gleichem Genuß durchgesungen. Diese Gesangsübungen finden übrigens in der zweiten Hälfte des Monats regelmäßiger statt als in der ersten.

Wenn die Hunnen ein Jahr lang die Salzkuchen getragen haben, werden sie in alle Winde zerstreut; äußerlich sind sie getrennt, aber im Innern glüht das Feuer der Freundschaft und Zusammengehörigkeit weiter. Wenn sie sich wiedersehen, hängen schon die Kandillen an den Epauletten, sind die Haare schon dünn geworden und die schlanken Taillen geschwunden, kurzum ist nichts hunnisches mehr an ihnen, aber die crew hängt zusammen und bewährt sich dieses Gefühl das ganze Leben hindurch. Auch noch auf andre Weise werden Freundschaften geschlossen, durchs Seefahren nämlich. Natürlich! Wenn Leute ein paar Jahre zusammen an Bord desselben Schiffes zubringen, wenn keine Viertelstunde vergeht, ohne daß sie sich sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, so ziehen sie sich entweder an, oder sie stoßen sich ab. Ein doppeltes Vorzeichen (± 0) haben nur wenige von der Natur stiefmütterlich bedachte Gemüter. Der kräftigere Geist, des jüngern Mannes wenigstens, ergreift Partei und tritt offen dafür ein, ein Zustand, der bisweilen freilich ungemütlich sein kann. Doch halt! alles andre, nur nicht ernsthaft werden. Da fällt mir gleich ein kleines, allerliebstes, festes Judenkind ein, etwa zehn Jahre alt, das

mit seinem Vater ein Kriegsschiff besuchte und alles genau in Augenschein nahm. Ob sie auch nicht ängstlich würde, fragte sie ihr Vater. Ne, jarnich! sagte Lea. Gott, was kannste sagen jarnich, Kind, de Kanaunen, de Kanaunen! sprach staunend der Alte. Und ich muß auch gleich noch an eine andre junge Dame denken, der von einem liebenswürdigen (in der wirklichen Bedeutung des Wortes) Offizier alles an Deck gezeigt und beschrieben wurde. Auch die Revolverkanonen mit ihren zierlichen 3,7 cm-Granätschen, hinzugefügt wurde hier: Eine neue Einrichtung, zum Schutz gegen Torpedoboote. Dann kam man an den Kompaß! Als auch dieser sein Recht bekommen hatte und die ganze Windrose besungen worden war, fühlte sich die junge Dame, die offenbar eine höhere „Töchterchule“ besucht hatte, gedrängt zu fragen: Das ist wohl auch eine neue Einrichtung? — Doch nicht so ganz neu mehr, gnädiges Fräulein, erwiderte der Leutnant, dem es übrigens leicht wurde, höflich zu bleiben, da die junge Dame außerordentlich reizend war. Ich habe ja schon oben gesagt, daß an Land die Unwissenheit über Marine Dinge groß ist, und kann es bei dieser Gelegenheit noch einmal wiederholen. Z. B. ein Schwabber? Weiß einer, was ein Schwabber ist? Nein, keiner weiß es von den Landratten. Ein Stabsoffizier der Armee sogar kann angeführt werden, der von dieser hinterlistigen Kreatur, dem Schwabber, nichts wußte und daher arglos über ihn hinwegging, als er an Bord kam. Der Schwabber aber faßte ihn bei den Sporen und zeigte, was er kann: zunächst trennte er die Mütze vom Stabsoffizier, sodas sie im Bogen einem Fallreepsgaste ins Gesicht flog, und dann veranlaßte er den Stabsoffizier, auf allen vieren das Deck zu betreten. Das that der Schwabber, der so harmlos ausah. Übrigens ist er ein aus altem Tauwerk hergestelltes besenartiges Scheuertuch, von dem dann und wann behauptet wird, daß sparsame Meßvorstände auch Suppe daraus kochen lassen könnten. Der Schwabber liegt außerdem gern im Fallreep, um den eintretenden zu sagen, daß man mit reinlichem Fuße das Deck betreten und sich überhaupt auf einem Kriegsschiff der größten Reinlichkeit befleißigen soll. Das Publikum weiß davon zum Teil nichts, was es heißt, ein Schiff rein zu halten; denn sonst könnte niemals ein Mensch in meiner Nähe gestanden haben, der als Besucher eines Kriegsschiffes zu dem ihn umherführenden Bootsmannsmaaten sagte: Se sagen mer, daß Se 65 an Bord sind; was fangen nur die 65 Kerls den ganzen Tag an? Wenn sie wirklich weiter nichts zu thun hätten, so würde der erste Offizier sie alle ganz gut mit dem Reinigen und Sauberhalten des Schiffes im Gange halten können. Wenns nun gar Mode wäre, daß die Schiffsbesatzung wie jener Besucher an Deck spuckte, so würden sogar noch einmal so viel Leute nötig sein, denn ein einzigesmal an Deck spucken befleckt das ganze Schiff. Und daß die Reinlichkeit an Bord eine große Rolle spielt, sieht man auch daran, daß der Mann, der die Abtritte in Ordnung und sauber zu halten hat, einen schönen Titel führt, nämlich „Gallionsinspektor“ heißt.

Hierdurch wird nicht nur die Wichtigkeit der Stellung des Mannes zu erkennen gegeben, es wird ihm auch für seine gemeinnützige Thätigkeit die wohlverdiente Anerkennung ausgedrückt. Wie manche Mutter daheim wird eine Freudenthräne nicht unterdrücken, wenn sie von ihrem Sohne einen Brief bekommt, in dem er schreibt, daß er Gallionsinspektor geworden sei — und wie manches Küchenfeeherz wird höher schlagen in dem Gedanken, daß der „herrlichste von allen“ es schon soweit gebracht hat! Sa die Titel! Mit dem Worte Gallion muß man also, wie man hoffentlich hieraus gelernt haben wird, sehr vorsichtig sein und ja daran denken, daß der Festredner, der von einem Liebeschiffe sprach, wo Amor auf dem Gallion saß, vor die geistigen Augen der knowing men ein ganz andres Bild stellte, als er davor stellen wollte. Hätte er gesprochen von einem Liebeschiffe, das den Amor als Gallionsbild hätte, wäre das Bild wunderschön gewesen.



Robert Schumanns Briefwechsel mit Henriette Voigt

Mitgeteilt von Julius Gensel

3



Der erste noch erhaltne Brief von Henrietten an Schumann ist von diesem mit der Bezeichnung „März 20. 38“ versehen und lautet:

Soll ich gar nichts mehr von Ihnen hören, theurer Freund? haben Sie meine letzten Zeilen erhalten? am Donnerstag Abend erwarteten wir Sie vergeblich, so wie ich täglich eine Zeile von Ihrer lieben Hand. Wüßten Sie nur, wie ich mich jetzt so ganz in Ihre Tondichtungen versenkt habe, Sie würden mir ein freundliches Wort spenden. Der alte gute Nochlitz ist ganz entzückt von Ihren Phantasiestücken und Davidsbündlertänzen.

O verstummen Sie doch nicht so ganz — gehen Sie in die Vergangenheit zurück — bei den so vielen, frohen Stunden, machen Sie mir jetzt auch eine durch Ihre Antwort.

Wie alt ist Genselt? Die Leute quälen mich todt und wen soll ich fragen? Knigge giebt darüber keine Auskunft. Wann sehe ich Sie denn einmal? schöne Briefe hätte ich Ihnen mitzuthemen und manches Andere. Antworten Sie mir diesmal nicht, so muß ich auch verstummen.

Ihre treue Freundin
Lenore.

Der Donnerstag, dessen im Eingange gedacht ist, war der vor dem Bußtag, an dem kein Gewandhauskonzert stattfindet. Von kurz zuvor empfangnen